Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 31 (1941)
Heft: 49

Artikel: Riedland [Fortsetzung]
Autor: Guggenheim, Kurt
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-649962

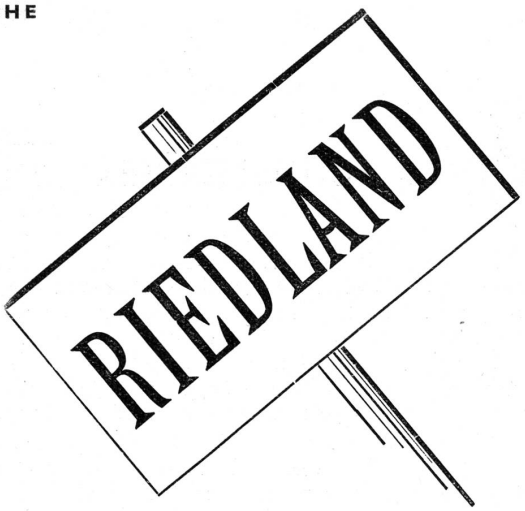
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



ROMAN VON KURT GUGGENHEIM

3. Fortsetzung

Marie stand auf und ging zwischen den Wiesen dahin. Sie lagen im Land wie auf dem Grund eines Meeres und empfingen ihr Licht von den mondgetränkten Nebelbänken, die über ihnen schwebten, wie die silbernen Schuppenleiber träger Fische.

‚Lieben und die Welt verstehen.' Marie wusste nicht, woher ihr diese Worte gekommen waren. Sie musste sie immer und immer wieder vor sich hersagen, sie konnte nicht genug bekommen davon. Sie gingen in sie ein mit dem kühlen Strom, den ihr der Atem brachte, und sie füllten sie aus, dass sie den sachten Drang der Kleider an ihrem Körper zu spüren begann. Eine Spinne hatte Zeit gefunden, ihren Faden zwischen den Bäumen über die Strasse zu spannen: er zerriss an ihrer Stirne, sie fühlte ihn an den Schläfen, strich ihn im Wandern zur Seite. Die Botanisierbüchse schlug ihr an die Hüfte: sie ging mit lauten und unerschrockenen Schritten durch die Nacht, wie durch ein Tor, als würde sie jenseits erwartet.

Ganz in der Ferne glitzerte ein Licht, gelb und kümmerlich in der mondhellen Nacht. Marie ging darauf zu. Sie hörte einen Jauchzer und dann noch einen. Es waren die Vorboten des Festes, das sie in Tuggen feierten. Das junge Mädchen schaute noch einmal zurück. Die milde Helle wehte in grosser Stille über das Land.

Die Dorfstrasse war schwarz von Männern, barhäuptigen und von solchen, die ihre Feuerwehrhelme trugen. In den Stuben brannten die Lampen, die Fenster waren geöffnet, die Frauen stützten sich auf die Gesimse, junge Mädchen standen in den Türen, aufrecht, mit verschränkten Armen; halsbandlose Hunde strichen neugierig und scheu durch die Säulenhaine der Männerhosen, in der Luft lag ein Geruch schwelenden Holzes, der Spritzenwagen fuhr mit Gerassel und Hallo heimwärts, der Bäckerladen war erleuchtet und leer, auf den hellen Rollvorhängen hinter den niedern Fenstern des ‚Schlüssels' standen die Rückenschatten der Gäste wie Mehlsäcke, die Knaben turnten an den eisernen Stangen vor dem Gasthause, trotz der Turmuhr, die elf schlug.

Marie wanderte langsam durch das Dorf, die Burschen machten ihr freundlich Platz, auf der Fassade der Kirche lag der Mondschein, der Brunnen plätscherte unberührt. Sie hörte wohl aus den dunklen Gassen Lachen und Stimmen, Gespräch und Geflüster, sie hörte die Läufe der Handharmoniken, das Lied eines Grammophones, das in einer Spirale der stillen Mitte zustrebte, aber während sie an dem nächtlichen Jahrmarkt vorüberschritt, wehte noch der mondgesponnene Faden an ihrer Schläfe und sie hatte keinen Anteil daran.

Hinter der Sägerei wurde es schon wieder stiller. Sie betrat die kleine Brücke, die über den seichten Kanal führte, nahm den schmalen Weg, der zwischen den dunklen Häusern hindurch ins Freie ging und auf einmal lag gross und silberübergossen das Ried vor ihr. Deutlich hörte sie die Rohrdrosseln im Mondschein singen. Ueber den lilablauen Nebeln am Rande der Ebene standen die Tafeln des Mürtschenstockes und in seinen Runsen schimmerte der Schnee. Mitten im Grunde blinzelte das kleine Licht vom First des Bohrturms.

Marie setzte sich an der Böschung nieder, umschlang mit beiden Armen ihre Knie und blickte hinaus, bewegungslos, mit leisem Atem, ohne Müdigkeit, nun selbst ein warmes lautloses Wesen in der silbernen Nacht. Zu ihren Füssen, im Graben, zwischen den Schwertlilien floss in schwacher Strömung ein Wässerlein. Von den Hügeln herab kam der bittere Geruch der Steinnelken. Immer noch stieg der Mond, nahm zu an Heiterkeit, von Stille zu Stille. Machmal hörte sie noch hinter sich, vom Dorf her, verwehte Musik, aber immer schwächer. Sie blickte in die fremdartige Landschaft und fühlte, wie auch in ihr, unter dem ruhigen und kühlen Licht, immer mehr des Zufälligen zerfloss. Jener Schauer rührte sie an, dem jeder junge Mensch einmal auf seinem Weg begegnet, wo er die Grösse des Geschenks empfindet, dass er lieben darf und die Welt verstehn.

Sie sah in die flimmernde Tiefe hinab und da bemerkte sie, wie an ihrem Rande die Rohre wankten und zitterten, ein Weg sich auftat und schattenhaft die Gestalt eines Mannes heraufkam. Das dürre Schilf knackte unter seinen langsamen Schritten. Sein Gesicht lag im Schatten des Hutrandes; aber an der Art, wie er ging, ein wenig gebückt, die Hände in den Hosentaschen, erkannte sie Bieli. Sie fühlte, dass er sie nicht sah. Auf ihrer Höhe stand er still, drehte langsam das Gesicht dem Mond zu und verharrte so eine ganze Weile, ohne sich zu rühren. Er hatte den Hut vom Kopf genommen, und das Licht des Mondes schimmerte auf der niederen Stirne. Sie hörte seinen Atem und dann stiess er einen Laut aus, eine Art heiseres Quäken, und im Röhricht, von einer unsichtbaren Stelle herauf, antwortete es nach einer Weile verloren und leise.

„Kara-ki-ki", machte Marie, kaum hörbar, in der Weise der Rohrdrosseln. Er drehte sich um mit der Behutsamkeit des alten Vogelstellers und schaute nach der Böschung hin, wo das Mädchen sass.

„Guten Abend, Bieli."

„S'Marieli?" fragte er leise.

„Qua-qua-ki-ki", machte sie nochmals und lachte. „Nicht s'Marieli, ein armes Mondscheindrösseli!"

Er kam ein bisschen näher, sie spürte den Geruch seiner Kleider und konnte nun seine ernsten gleichmütigen Augen sehen, mit dem schimmernden Weiss, das die Lider über der Pupille frei liessen. Aber an den Schnurrbartenden merkte sie, dass er ein wenig lächelte.

„Ist es schon so weit?" fragte sie.

„Im Nest beim grossen Loch liegen jetzt zwei Eier", sagte er.

„Dann hat sie heute nachmittag noch eines gelegt, um drei Uhr hatte es erst eines."

„Und die Haubensteisse?"

„Alles in Ordnung", sagte Marie, „die Familie ist jetzt beieinander, das Letzte ist nun auch noch gekommen. Schon fast trocken."

„Da", sagte er, langte in die Tasche und reichte ihr etwas hinüber. Marie drehte das kleine grüngefleckte Ei im Mondschein hin und her. „O je", machte sie, „also auch dieses Jahr nichts mit den Kiebitzen?"

„Unbebrütet und verlassen. Die kommen nie mehr ins Ried. Das kommt vom Austrocknen."

Marie nickte. Sie konnte gut verstehen, wie es gemeint war. Sie schaute zu ihm auf, wie er so, ein alter Mann unter seinem Hute, das Bild des mondscheinflimmernden Rieds hinter sich, ein wenig töricht und einsam in der Nacht stand, als wäre er der Wächter über dieses Land.

Auf einmal hörten sie, wie ferne, von der Ebene her, ein rhythmisches Stampfen einsetzte. Sie horchten beide und schauten sich an.

„Die Maschine", murmelte er ohne Erstaunen, als spräche er von einem Tier im Ried.

„Jetzt haben sie den Bohrkern draussen und fahren weiter."

„Wie tief sind sie jetzt?" fragte Marie.

„Es werden gegen die tausend Meter sein."

Marie schaute in den Mond hinauf, dann über die Ebene hin und dachte an den Bohrer, der mitten in der Nacht im Gestein wühlte. Sie sah den Mann vor sich, blickte an sich selbst herab, überlegte den langen Weg, den sie heute zurückgelegt hatte, barhäuptig, in der Sonne, durch das summende Ried; sie sah die Elster in der Kammer ihrer Mutter, die auf den mattschimmernden Lampenschirm herabgeblinzelt hatte, sah sich selbst auf dem Weg durch das nächtliche Dorf. Sie hielt das Eilein in ihrer linken Hand, fühlte die glatte porzellanzarte Schale, unter der es ein wenig zitterte.

„Ich muss jetzt gehen", sagte Bieli. Aber er blieb noch stehen und blickte das Mädchen an, auf dessen Stirne das Licht schimmerte. „Ich muss noch einem Adieu sagen", fügte er hinzu.

Es traf sie so rasch und unvorbereitet, dass ihr die Träne über die Wange rollte, bevor sie den Handrücken heben konnte. Diese Männer, diese alten trockenen Männer!

„Seht Ihr den Fischer Helbling noch?" fragte sie leise.

„Freilich."

„Bieli, würdet Ihr ihm das geben, aber nicht sagen von wem?" Sie hatte die gefaltete Note aus der Tasche der Windjacke gezogen und reichte sie ihm hinauf.

„Ich will's besorgen, Marieli." Mit der Hand machte er eine Bewegung gegen den Hutrand hin. „Gute Nacht", sagte er.

Sie sah ihn davonschreiten, mit einem kurzen Schatten im Mondlicht, ein wenig gebückt, einen Fuss vor den andern setzend, so wie die Leute über dem Sumpfboden durch die Riedgräser gehen, die sich um ihre Beine schlingen und sie zurückhalten wollen.

Viertes Kapitel.

Ununterbrochen erfüllte das Rasseln und Stampfen des Bohrers den Turm. In ihren winzigen Gitterkäfigen zitterten die schmucklosen Glühbirnen. Einer gefesselten Riesenschlange gleich zuckte und wand sich der eisengepanzerte Schlauch unter dem Druck des Spülwassers, das die Pumpen durch seinen Leib pressten, schlug von Zeit zu Zeit hoch oben im Dunkel mit schrillem Klang an das Gestänge. Auf allen Stahlteilen lagen lehmgelbe Krusten, der Boden der eisernen Plattform war nass, und jeder Schritt, den die Männer mit ihren schweren Schuhen darauf taten, glich einem Ausgleiten.

Baldegger stand an der Maschine, die Hände an den Griffen, die wie Hebel von Bahnweichen aussahen. Unter seiner Kappe hervor spähte er dem rotierenden Bohrgestänge entlang durch das Loch in der oberen Bühne, wo sich im schmalen Licht einer Lampe zwischen bläulichem Gitterwerk der Wasserwirbel drehte.

„Stop", rief Rochat, der lehmbespritzt neben dem Bohrtisch stand. Baldegger kuppelte langsam aus, der Bohrer stand, nur das Lokomobil stampfte im Anbau ununterbrochen weiter. „Langsam abwärts", sagte Rochat und machte, wie hinhorchend, mit der flachen Hand einige sachte Bewegungen dem Boden zu, während Baldegger verhalten und behutsam den Senkhebel von sich weg stiess. „Weiter fahren, nicht zu rasch," Baldegger lockerte die Kuppelung und ein wenig abgebremst setzte sich der Bohrer von neuem in Bewegung.

Rochat kletterte die stählerne Leiter hinab, durchschritt den spärlich erleuchteten Werkzeugschuppen, stiess die kleine Türe zu seinem Bureau auf, tastete nach dem Lichtschalter. Für einen Augenblick stand blau und silbern das Ried im Rahmen des einzigen Fensters, aber es versank hinter dem Glas, als das Licht aufflammte. Nur ein Tisch und ein Stuhl standen im Raum. An der Wand neben dem Fenster waren, schwarzen Messkerzen gleich, die armdicken meterhohen Steinsäulen der Bohrkerne aufgereiht. Der letzte stand blank gewaschen auf dem Boden vor dem Tisch.

Rochat kniete davor nieder und betrachtete ihn aufmerksam. Es war ein heller Sandstein, der an seinem untern Ende nachdunkelte. Rochat strich über die glatte Fläche, führte die Hand an das Gesicht. Es war kein Zweifel, die Gesteinsmasse roch nach Petrol. Er nahm die Feder vom Tisch, tat einen Blick in das Bohrjournal, legte das gelbe Metermass an die Säule und kritzelte in sorgsamen Ziffern Anfang und Ende der durchstossenen Schicht auf den Bohrkern. 1093 bis 1094,4 m.

Er schob den Hut zurück, ein bisschen Schweiss stand auf seiner Stirne. Von seiner linken Schläfe zog sich tiefrot, mit den unregelmässigen Rändern einer Kantonsgrenze, ein Muttermal bis auf die Mitte der Wange hinab. Er war erregt wie ein Jäger auf dem Anstand. Sein Pulsschlag war das Echo der Maschine, deren regelmässiges Stampfen auch den kleinen Verschlag erzittern liess. Die kleine Steinsäule, vor der er mitten in der Nacht kniete, war von den Geheimnissen der Tiefe umwittert, aus der sie hervorgeholt hatte. Die Müdigkeit stach ihn unter den Lidern und in den Kniegelenken. Das kleine Segelflugzeug lag noch draussen auf dem gemähten Plätzchen, so wie er es verlassen hatte. Er stand auf, zog die Nickeluhr aus der Hosentasche. Es war elf Uhr. Seit vierzehn Stunden war er ununterbrochen da. Sein Kleid war verkrustet, auf seinen Händen lag trockener Lehm; wenn er die Zehen bewegte, spürte er die Feuchtigkeit seiner Socken. Die Schultern taten ihm weh, er fühlte körperlich die Last seiner Verantwortung. Die jungen Vögel haben einen Ei-Zahn auf dem Schnabel. Damit raspeln und sägen sie an der Kalkhülle, die sie umgibt. Er selbst ist so ein ausschlüpfender Vogel. Vielleicht trennte ihn nur noch die Dicke einer Eierschale von dem schwarzen Petrolsee, der unter dem Ried ruhte. An ihm war es, zu wissen, wann die Schale durchstossen würde, einzuhalten vorher. Denn stiess er durch, so würde aus der gesprungenen Ader das schwarze Blut der Erde mit urweltlichem Druck hervorbrechen, sie übergiessen und alles hinwegfegen. Dieses war sein Traum, der von Zeit zu Zeit wieder kam: er presste seinen Finger über ein winziges Loch in der Erde, er fühlte unter seiner Beere die drängenden Kräfte der Tiefe, aber er durfte nicht loslassen. Er war der Mann, der mit seinem Finger einen Vulkan im Zaume hielt. (Fortsetzung folgt)